



Fast vierzig Jahre liegen zwischen den Fotoaufnahmen im Negev und der im Text erzählten Geschichte. Doch Stammestradi-tion und Diskriminierung seitens jüdischer Israeli haben sich seit 1967 kaum verändert.

Wenn Beduinen lieben

Eine Geschichte aus dem Negev von Karin Wenger (Text), mit Bildern aus dem Jahre 1967 von Leonard Freed (Magnum Photos)

WENN ÜBERALL WÜSTE IST, riecht es nach Freiheit. In der Wüste Negev ist die Landschaft beige wie die Dromedare, die sich durch den Weizen fressen. Zweigeteilt in Himmel und Korn. Unerreichbar der Horizont. Beduinenland. Zwischen den Feldern ein winziges Dorf, zwei Häuser bloss, dreissig Autominuten von der Stadt Beersheba entfernt im Süden von Israel. Hunde, Dromedare, ein Pferd trotten zwischen den Häusern hindurch. Still ist es, wenn die Tiere schweigen. Hier wohnt Tamer mit seiner Frau Manal und ihren zwei kleinen Kindern. Das Haus ist nagelneu, noch nicht einmal die Farbtöpfe sind weggeräumt. Sauber riecht es, wie nach einem Chlorabrieb. Und es sieht aus wie für einen Schöner-Wohnen-Prospekt zurechtgemacht. Der Weg zur Haustür ist von Rosenbüschen gesäumt. Im Entrée hängt die Foto des jungen Paares auf Hochzeitsreise in Eilat: Tamer, Ende zwanzig, das Gesicht von Sommersprossen übersät, seine Frau mit tiefrot geschminkten Lippen, eine Schönheit.

Das zweite Haus mag einmal ebenso proper gewesen sein. Nun ist es alt, so alt wie Tamers Eltern, die darin wohnen. Und auf dem Vorplatz sitzt Tamers Schwester Amira. Sie ist zweiundzwanzig und wohnt mit ihrem kleinen Bruder bei den Eltern. Arabische Popmusik plätschert aus dem Transistorradio. Amira wirft ihr schulterlanges, kastanienbraun gefärbtes Haar in den Nacken, lässt den Busen wippen wie eine orientalische Tänzerin, stösst Freudentriller aus. Sie lacht, sie tanzt, sie plappert in exaltierter Fröhlichkeit. Zwischendurch ergreift sie unvermittelt meine Hand, als sei ihr schwindlig und müsse sie sich festhalten, um nicht zu fallen.

Schnell ist der Duft der Freiheit verweht. Hier in dem Dorf der zwei Häuser riecht die Wüste irgendwie anders, beklemmend. Das Dorf hat keinen Namen, weil es offiziell gar nicht existiert. Auch die Strasse, die zu ihm führt, ist auf keiner Karte verzeichnet. Tamer besitzt keine Papiere, die das Land seiner Väter als sein Eigentum festschreiben. Denn die Beduinenstämme hatten lange vor der Staatsgründung Israels die Landrechte stets in mündlichen Vereinbarungen untereinander verteilt. Derlei Ausmarchungen kümmern die israelische Regierung nicht. Tamers Land wurde zum Staatsland erklärt, die beiden Häuser gelten als nicht anerkanntes Dorf. Dies bedeutet: keine Strom- und Wasserversorgung, keine Müllabfuhr, keine medizinische Betreuung, keine Schule, keine Strasse, die auch im Winter ohne Probleme befahrbar wäre. Tamers Familie wird bloss geduldet, und selbst das nur auf Zeit. Wenn es der Regierung gefiele, das Land für eine eigene Siedlung zu brauchen, meint Tamer, könnten schon morgen israelische Bulldozer sein Haus platt walzen, ihn und seine Familie vertreiben. Davor hat er Angst.

Amira hat Limonade hingestellt und ein Fotoalbum aus dem Regal geholt. Auf den Bildern steht sie im weissen Hochzeitskleid vor einer Fototapete mit den ägyptischen Pyramiden, trägt Gold um den Hals und Schminke im Gesicht, lächelt nie, wird von ihrem Bruder Tamer am Arm geführt. Doch die Fotos sind lädiert, allesamt. Wo der Bräutigam sein sollte, klafft eine Lücke. Er fehlt auf den Bildern. Wurde weggerissen, herausgeschnitten aus der Hochzeitserinnerung. Überhaupt aus der Erinnerung. «Wo ist dein

Mann?» – Amira schnalzt mit der Zunge, verschucht eine unsichtbare Fliege und sagt: «Fort.» Stille. Dann ein hastiges Flüstern: «Er war mein Cousin. Ein Rohling. Ich hab ihn nie heiraten wollen. Aber meine Familie, die Regeln hier, du weisst schon. Alle bestimmen für dich, nur dich fragt keiner. Geliebt? Wo denkst du hin! Angst hab ich gehabt. Vor seinen Schlägen und überhaupt. Wollte weglafen, mich wehren. Es half alles nichts. Er hat mich mitgenommen in sein Haus, seine Stadt.» Zwei Jahre harnte sie aus, flog dann zurück ins Elternhaus. Das war vor einem Jahr. Sie verstummt, dreht das Glas in der Hand. Neben ihr sitzt die Mutter. Und auch wenn die nichts sagt und tut, als höre sie nichts, wirkt ihre Anwesenheit lähmend. So sitzen wir schweigend, trinken Limonade. Bis die Mutter sich räuspert: «Gott sei Dank, uns geht es gut.» Sagt sie. Und ist wieder still.

«DA WAR DOCH JENER VATER, der seine Tochter getötet hat – wisst ihr noch? Sie war verliebt in einen Mann aus einem anderen Stamm. Ihr Vater wollte nicht, dass die beiden heirateten. Er hatte seine Tochter ihrem Cousin versprochen.» – «Wie hat er sie getötet? Mit einer Axt?» – «Nein, war das nicht eine Pistole?» – «Ja, ja, eine Pistole war's, ich hab davon gehört. Alle haben wir davon gehört!» – «Das macht man halt nicht. Ich meine, hier kann man nicht heiraten, wen man will, man muss den Eltern gehorchen, das ist so.» – «Wir wissen ja, was sonst mit uns passiert. Sich an die Regeln halten ist überlebenswichtig.» – «Der Vater des Mädchens? Nein, dem ist nichts passiert. Der arbeitet. Vielleicht hat er auch keine Arbeit, wie viele hier. Das ist normal.» – «Normal?» – «Ja,



In Beersheba leben israelische Juden und Beduinen mit einer israelischen Identitätskarte.



Seit der Gründung Israels gelten die Beduinen als Bürger der untersten sozialen Stufe.



1948 wurden 90 Prozent der Beduinen nach Jordanien oder Ägypten vertrieben.



Schon damals besass ein Grossteil von ihnen Häuser und betrieb Landwirtschaft.



Anfang der siebziger Jahre baute die Regierung sieben Beduinenstädte.



Aber längst nicht alle Beduinen liessen sich in den Städten ansiedeln.



Die Regeln der patriarchalen Stammesstruktur prägen noch immer die Mentalität.



Die beduinische Identitätssuche ist ein Spagat zwischen Tradition und Moderne.

die Arbeitslosigkeit.» – «Und der Mord? Ist das auch normal?» – «Ja, das kommt auch vor, immer wieder.»

Frauengespräche in Lakiya. Schuhe mit hohen Absätzen stehen in Reih und Glied vor dem handgewebenen Teppich, der in farbigen Bahnen den Boden bedeckt. Im Haus mit dem Wellblechdach sitzen sechs Frauen auf Matten am Boden. Wie alle Frauen, die fremden Besuch bekommen, haben auch sie ihre Beweisstücke für Schönheit und gesellschaftliche Stellung zusammen mit den Früchteschalen und dem arabischen Kaffee aufgetragen: die Fotoalben mit den Hochzeitsbildern. Die zeigen alles, was vom Glück einer verheirateten Frau sichtbar gemacht werden kann: das Gold, das der Mann ihr geschenkt hat, die schmucken Kleider, das Haus mit Wasserleitung und Strom, vor dem die frisch Vermählten auf den Fotos stehen. Doch die Mienen der Bräute sind ernst, gar bedrückt. Kein Strahlen, kein Lächeln, keine Freude. Wieso lachen die Frauen nicht?

Tamers Frau Manal hat das Album ihrer Freundin durchgeblättert, klappt es zu. Als sie verheiratet wurde, war sie gerade achtzehn und noch nie von zu Hause weg gewesen. «Tamer hat gut bezahlt, ziemlich viel Gold. Aber ich kannte ihn ja nicht. Und sollte von einem Tag auf den anderen die Frau eines Fremden sein, mit ihm wohnen und Kinder gebären, den Haushalt führen – ich hatte tausend Ängste. Vielleicht würde er mein Essen nicht mögen. Was würde er in der ersten Nacht mit mir machen? Nach der Hochzeit wäre ich am liebsten zurück zu meinen Eltern gelaufen. Die ersten Nächte haben wir zum Glück nur miteinander gesprochen. Erst dann, vielleicht nach einer Woche, wollte er mit mir schlafen. Heute? Ich habe zwei Kinder. Die liebe ich sehr.» Aber jedes Jahr ein weiteres Kind, das wollte sie nicht. Deshalb habe sie sich die Spirale einsetzen lassen. Tamer sei damit einverstanden.

Fatima kippt den Kaffeesatz aus den Tassen ihrer Freundinnen in die Untertasse und liest daraus, wie viele Kinder die Frauen bekommen werden. Fatima ist siebenundzwanzig und seit zehn Jahren verheiratet, sie hat fünf Kinder. «Stimmt es, dass bei euch die Frauen mit Männern leben, bevor sie verheiratet sind? Und was machen sie dann? Schlafen sie im gleichen Raum? Im gleichen Bett? Miteinander? Aha. Wie bei den Israeli! Bei uns ist das haraam, verboten. Meine Mutter würde mich töten.»

«DIESE EHREN MORDE MÜSSEN AUFHÖREN. Das ist Barbarei.» Muna ist Englischlehrerin in der Beduinenschule in Hura. Sie fühlt sich einer neuen Generation von Beduinen zugehörig, die mit Kritik an der eigenen Gesellschaft nicht geizt. «Ich weiss von vielen Frauen, die getötet wurden. Ein Mädchen wurde öffentlich hin-

gerichtet, weil sie sich ihren Eltern widersetzt hatte. Eine andere Frau wurde von ihrem Mann erschossen. Er liess ihr nicht einmal Zeit, ihr Baby abzulegen, bevor er sie niederstreckte. Er hatte geglaubt, sie habe ein Verhältnis mit einem anderen Mann.» Muna verurteilt den Brauch, dass ein Mädchen ihren Cousin heiraten muss und dass die Kinder zu grenzenlosem Gehorsam gegenüber ihren Eltern erzogen werden. Vor allem aber will sie, dass ihre eigenen Kinder ein besseres Leben haben als die meisten Beduinenkinder, die in nicht anerkannten Dörfern oder den Beduinen-Ghettos aufwachsen müssen. Deshalb hat Muna gespart und sich in der israelischen Wohnsiedlung Mitar zusammen mit ihrem Mann ein Einfamilienhaus mit Garten gebaut. Die Lebensqualität und die israelischen Schulen, in die sie ihre Kinder schickt, seien hier ausgezeichnet. Am Eingang von Mitar überwacht ein Pförtner die Einfahrt. Blumenrabatten sind unter die Palmen gepflanzt. Die Häuser sind von Hecken geschützt und vermitteln ein Bild jener Vorstadtsiedlungen, in denen allmorgendlich Herren in sauberen Anzügen von ihren Frauen an der Pforte mit einem Kuss verabschiedet werden. Beduinen-Hura dagegen, wo Muna aufwuchs, ist schmutzig. Die Häuser muten so einfältig an wie Topfpflanzen im Regal eines Supermarktes. In Hura sind die Männer Busfahrer oder Bauarbeiter.

Sie als Beduinin im jüdischen Mitar, das sei natürlich nicht einfach. Nicht, dass die Einwohner nicht nett wären, aber sie halte sich lieber von ihnen fern, um die eigene Kultur nicht ganz zu verlieren. Ein schwieriger Spagat zwischen Tradition und Moderne, gewiss. Manchmal fühle sie sich schuldig, weil sie die Mentalität ihrer Gesellschaft kritisiere und dann doch nur zuschaue. Gegen die Ehrenmorde zum Beispiel nichts Konkretes unternehme. «Wir haben nun einmal einen anderen Ehrbegriff als die Europäer», verteidigt Munas Mann Ahmed den traditionellen Kodex: «Die Frau, das Land, die Waffe, das bedeutet Ehre. Die Frau ist das Wichtigste. Wenn einer deine Frau tötet, kann die Familie der Frau vier Männer aus der Familie des Mörders töten.»

Muna schüttelt den Kopf. «Und wenn eine Frau einen Mann vor der Ehe trifft, kann ihre Familie sie töten. Während die Männer tun und lassen können, was sie wollen. So geht das doch nicht!» Ihre Kinder sollen jedenfalls toleranter erzogen werden – innerhalb gewisser Grenzen natürlich. Zum Beispiel haben die Mitschülerinnen ihrer Tochter bereits Freunde, doch ihre Tochter habe selbstverständlich nur Freundinnen. «Aber», sagt Muna, zu ihrem Mann gewendet, «selbst wenn sie vor der Ehe Sex hätte, gäbe dir das nicht das Recht, sie zu töten. Nur Gott entscheidet, er nimmt sich der Seelen an.» – «Wir leben zwar in Mitar», antwortet

Ahmed. «Doch wir sind immer noch Beduinen!» Schliesslich wäre Sex vor der Ehe auch für Muna ein «Extremfall». In Ahmeds Augen ist es der Anfang der Hurerei.

IN BEERSHEBA ODER TEL AVIV, heisst es, seien die Frauen hübsch und offen, die Russinnen sogar käuflich. Und niemand meckere, wenn sich die Beduinenmänner mit solchen Russinnen vergnügen. Die Männer seien sogar stolz darauf. – In der Tankstelle an der Weggabelung zwischen Beduinen-Hura und dem israelischen Mitar treffen sich Tamer und sein Jugendfreund Usama allabendlich mit Salah. Salah war einst Tamers Mathematiklehrer. Da die Einkünfte nicht mehr reichten, hat er zusätzlich den Job als Tankwart angenommen. Nachts hockt er in seinem stickigen Betonhäuschen mit dem vergitterten Fenster, der Neonröhre, dem kaputten Getränkeautomaten und der fleckigen Matratze. Er trinkt starken arabischen Kaffee, wartet auf seine Freunde und auf Kundschaft. Nein, er nicht, er habe noch nie eine Russin gekauft, sagt Salah und schüttet Zucker in den Topf auf dem Kerosinkocher.

Männergespräche an der Tankstelle. Sie reden über Sex, Politik, das Land, die Ungerechtigkeit, den Begriff Identität. «Identität!», wiederholt Salah. Was soll er dazu sagen? Er, ein Beduine ohne Land, der mit seiner israelischen Identitätskarte nicht mehr ins Westjordanland oder den Gazastreifen reisen kann? «Zuerst sind wir Muslime, dann Araber, dann Palästinenser, dann Israeli, dann Beduinen, und dann gehören wir unserem Stamm an.» Und die Identität? «Wie sollen wir unsere Identität, unsere Traditionen behalten, so wie wir jetzt leben? Wir haben Autos, Geld, aber wir hören die Stille nicht mehr.» Salah ist ratlos. Beduine sein ist ein Lebensstil. Einer, der Israels Regierung nicht passt, weil er ihrer Meinung nach zu viel Platz braucht. Deshalb besitzen die Beduinen heute auch nur noch zwei Prozent der gesamten Landfläche des Negev – obwohl sie fünfundzwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachen. «Ein Beduine ohne Land ist wie eine Dromedarkuh ohne Euter», sagt Tamer. Und der Negev ist eine Wüste voller euterloser Dromedarkühe. Von den drei Männern besitzt Tamer als einziger noch ein Stück Land. Er ist zwar als Eigentümer nicht anerkannt und immer von der Vertreibung bedroht, aber er wohnt auf seinem Land.

«Wir gehören zu unserem Land, nicht zu einer Regierung», sagt Usama. Es ist eine Mär, dass die meisten Negev-Beduinen bei der Staatsgründung Israels noch Nomaden gewesen seien und es deshalb egal war, ob sie blieben oder weiterzogen. Schon damals besass ein Grossteil von ihnen Häuser und betrieb Landwirtschaft oder war zumindest teilweise angesiedelt. Trotzdem haben die

Israeli die meisten Beduinen vertrieben und ihr Land konfisziert. Auf dem Land von Usamas Stamm im Norden des Negev steht heute ein Kibbuz. Die Regierung hat versucht, die verbliebenen Beduinen auf möglichst kleinem Raum zusammenzupferchen. Deshalb hat sie Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre sieben Städte für die Beduinen gebaut: Rahat, Hura, Lakiya, Tel Sheba, Segev Shalom, Kaseifa und Arrara. Sie gehören zu den ärmsten Städten in ganz Israel.

Usama wohnt in Lakiya. Als er dort ein Haus erwerben wollte, verlangte die Regierung von ihm, dass er offiziell auf alle Landansprüche verzichte. Er hat sich geweigert. Deshalb wohnt er heute mit Frau und Kindern in einem Dauerprovisorium ohne Strom- und Wasserversorgung an der Peripherie von Lakiya. Ähnlich wie Tamer befürchtet auch er, dass die Regierung eines Tages sein Haus zerstören werde. Die Trostlosigkeit zehrt an den Kräften. Oft wisse er nicht mehr, was er in diesem Leben noch solle, sagt er viel später, als wir im Büro der Schule sitzen, in der er als Schulpsychologe arbeitet. In solchen Momenten spricht Usama auch über Liebe. Während seiner Studentenzeit an der Uni hatte er eine israelische Freundin. Von Eheschliessung wollten aber seine Eltern nichts wissen. So heiratete er das Beduinenmädchen mit den schönen Augen, mit dem er nicht zu sprechen verstand, weil ihm seine Eltern nie beigebracht hatten, wie man mit einem Beduinenmädchen spricht. Und das er vor der Hochzeit nicht anfassen durfte, weil das haraam ist. Usama träumt davon, nach Afrika zu reisen, alleine, weit weg von dem, was er Endstation Leben nennt.

DEN LEBENSINN HAT AMIRA SCHON LANGE VERLOREN. Manchmal wäre es ihr lieber, sie wäre tot. Man hat ihr verboten, mit mir zu sprechen. Deshalb sind unsere Begegnungen kurz, was ich von ihr erfahre, zusammengestohlene Wortfetzen. Wir nutzen den Weg von einem Haus zum andern oder die Möglichkeit, gute Nacht zu sagen. Als ich einmal vor dem Abendessen zu ihr ins Zimmer husche, zuckt sie zusammen, lässt schnell ihr Mobiltelefon in der Jackentasche verschwinden. Niemand dürfe wissen, dass sie ein Telefon habe. Obwohl der Mann, mit dem sie eben sprach, nur ein Freund sei. Einer, der ihr Mut mache und ihre Telefonrechnungen bezahle. Vor allem Tamer dürfe nichts davon erfahren, der würde sie schlagen. Grün und blau schlagen, wie zur Zeit ihrer Ehe, als sie immer wieder nach Hause gelaufen kam, weil ihr Mann sie brutal behandelt habe. «Immer küssen, immer Sex haben wollte er, und ich wollte nur weg, heim zu meiner Familie, in Ruhe gelassen werden. Aber meine Familie wollte mich nicht. Zwei Jahre habe ich durchgehalten, es waren die schlimmsten meines Lebens. Dann habe ich mich scheiden lassen. Und das habe ich noch keine Sekunde bereut, es war das Beste, was ich je getan habe. Auch

Die Situation der Negev-Beduinen

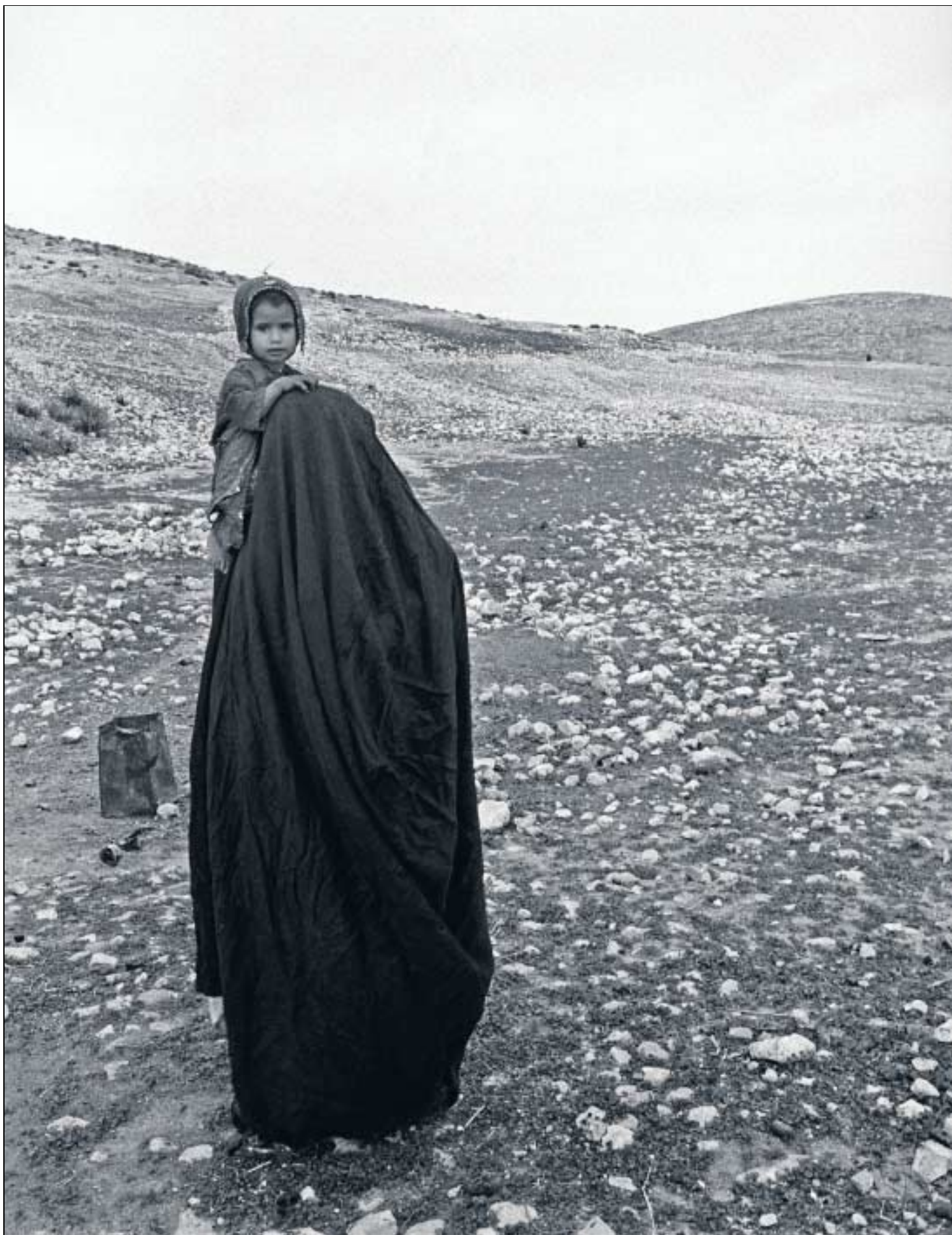
kw. Seit dem 16. Jahrhundert leben die Beduinen in der Wüste Negev als Halbnomaden. Landeigentum und Wasserrechte waren schon zur Zeit der Osmanen zwischen den Beduinstämmen durch mündliche Vereinbarungen geregelt und nicht registriert, um Steuerforderungen der Herrscher zu umgehen. Unter den Ottomanen und den Briten wurden die Vereinbarungen allgemein respektiert. Erst im Krieg von 1948 und mit der Gründung Israels wurden neunzig Prozent der Beduinen im Negev nach Jordanien oder Ägypten vertrieben. Die verbleibenden 11 000 Beduinen wurden Anfang der fünfziger Jahre in das geographische Dreieck der Städte Beersheba - Dimona - Arad gepfercht. Die israelische Regierung erklärte den Negev zum Staatsbesitz und anerkannte kein Landrecht, das nicht offiziell registriert war. Mit dem «Transfer and Property Law» von 1950 konnte die Regierung frei über das Land von «absentee landlords» verfügen, so dass die Beduinen in den Reservaten automatisch ihre Ländereien verloren. Über neunzig Prozent des Beduinenlands wurden konfisziert und für israelische Siedlungen, Kibbuzim und Städte verwendet. Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre baute die Regierung sieben Beduinenstädte, in denen heute 55 000 Beduinen leben. Die Bürgermeister dieser Städte sind keine Beduinen, sondern jüdische Israeli, sie werden von der Regierung, nicht von den Stadtbewohnern eingesetzt; ihr Budget ist oft nur halb so gross wie das israelischer Städte, in denen weniger Menschen leben. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, und die Beduinenstädte gehören zu den ärmsten in Israel.

Nicht alle Beduinen liessen sich in den Städten ansiedeln. Etwa 75 000 von ihnen leben in 45 Dörfern, die von der israelischen Regierung nicht anerkannt sind, obwohl die meisten schon lange vor der Staatsgründung Israels existierten. Da ihre Einwohner sich nicht mit offiziellen Dokumenten als Landbesitzer ausweisen können, sind ihre Häuser nach dem «Planning and Construction Law» illegal. Über 23 000 Häuser sind deshalb vom Abbruch bedroht. 2004 liess die israelische Regierung 150 arabische Wohnhäuser im Negev niederreißen. Wer Häuser in nicht anerkannten Dörfern baut, wird mit Geldbussen oder Gefängnis bestraft. In den Dörfern mangelt es auch an Trinkwasser, Elektrizität, Schulen, Gesundheitsversorgung und guten Strassen. Die Regierung versucht die Beduinen mit allen Mitteln zu vertreiben. Unter Aufsicht der Grenzpolizei oder der Grünen Patrouille, einer sogenannten Umweltorganisation, wird sogar Gift auf die Felder gesprüht und die Ernte vernichtet.

Wenn dadurch mein Leben vorbei ist und die Familienehre geschändet. Sie haben mich ja wieder verheiratet wollen, an einen Unbekannten, einen Alten, der noch gezahlt hätte. Nach der Scheidung gibt's keine Auswahl mehr, da muss man nehmen, was kommt. So denken meine Eltern, mein Bruder. Ich denke gar nichts mehr. Ich will bloss in Ruhe gelassen werden. Ob ich Pläne habe? Wie denn? Früher wollte ich studieren. Ich war gut am Gymnasium, 95 von 100 Punkten. Aber jetzt – morgens hüte ich jeweils Kinder, da komme ich wenigstens ein bisschen raus aus diesem Gefängnis. Einmal hatte mir mein Vater sogar erlaubt, nachmittags wegzugehen. Mein Vater ist lieb, der fasst mich nicht an. Aber dann waren Tamer und seine Frau dabei und hat mich geschlagen. Jetzt bleibe ich zu Hause und warte. Worauf? Wenn ich das wüsste. Bestimmt schmieden sie Pläne, Tamer und seine Frau und alle, alle gegen mich . . .»

Sie schweigt abrupt. Tamer steht unter der Tür. Seine Augen sind hart. Der liebevolle Blick, mit dem er seinen Sohn immer ansieht, ist verschwunden. «Wir essen», sagt er barsch.

TAMER HÄNGT WÜTEND ÜBER DEM LENKRAD. An diesem Morgen hat er geschlagene zwei Stunden mit Hussein ar-Rafaya, dem Chef des Regionalbüros für nicht anerkannte Beduindörfer, politisiert. Interne Politik. Nicht alle fünf Stämme akzeptieren den regionalen Vertreter. Tag für Tag haben sich Hussein und sein Herausforderer eine rhetorische Schlacht per Kolumne in der Lokalzeitung geliefert. «Idioten», zischt Tamer. «Von den Palästinensern werden wir verachtet, weil einige von uns in der israelischen Armee dienen.



«Wenn einer deine Frau tötet, kann die Familie der Frau vier Männer aus der Familie des Mörders töten», besagt der Ehrenkodex.

Für die Israeli sind wir dreckige Araber, Bauarbeiter, Trottel, und dann, als sei das alles nicht Elends genug, hacken wir auch noch gegenseitig aufeinander ein.» Mit diesen ewigen Stammesfehden müsste man endlich aufhören. Neue Strukturen schaffen, durch Wahlen zum Beispiel. Er sei ein moderner Beduine, habe in Tel Aviv Geographie studiert und sich an der Universität Beersheba zum Schulpsychologen ausbilden lassen, er wisse, wie die moderne Welt funktioniert.

«Warum hast du deine Schwester an ihren Cousin verheiratet, wenn sie nicht wollte? Und wieso hast du sie nicht vor ihm geschützt, wenn du doch anders, modern, gebildet sein willst?» Tamer überhört die Frage geflissentlich. Als ich sie wiederhole, ist er empört: «Hat sie dir das erzählt? Mir hat sie nie gesagt, dass sie ihn nicht heiraten will. Viele Mädchen weinen bei der Hochzeit. Das ist normaler, als wenn sie lachen würden.» Der Mann, den seine Schwester vor drei Jahren geheiratet habe, sei ein guter Mann, glaubt Tamer. «Ist es normal, wenn jemand lieber sterben möchte als heiraten? Und wie hilfst du ihr jetzt, wenn sie von der Gesellschaft verachtet wird, weil sie geschieden ist, entjungfert, widerspenstig?» Tamer zuckt die Achseln. «Sie wird schon einen finden. Es haben Männer nach ihr gefragt, aber sie wollte nicht.»

Lunch in Rahat. Warten auf den Kebab. Tamer, der entweder schweigt oder politisiert, spricht ohne Pause über die Liebe: «Ich war knapp zwanzig, da kam ich einmal von der Schule nach Hause. Viele Leute waren bei uns im Wohnzimmer, und ich fragte meinen Vater: «Was tun die hier?», und mein Vater sagte: «Das ist ein Fest, und du bist die Hauptperson. Wir haben eine Frau für dich gefunden.» Ich fragte, wer das sein sollte, und mein Vater sagte, es genüge, wenn ich die Braut am Hochzeitstag sehe. Das wollte ich nicht. Ich wartete zwei Jahre. Wir hier, wir sind geduldig. Dann ging ich zum Vater der versprochenen Braut und sagte, dass ich seine Tochter nicht wolle. Mein Vater war wütend, wir haben zwei Monate kein Wort miteinander gesprochen. In Tel Aviv an der Uni hatte ich eine jüdische Freundin. Wir wollten heiraten, aber ihr Vater sagte: «Ein Muslim? Kommt gar nicht in Frage.» Nach der Uni habe ich mich verliebt. In eine andere Lehrerin, eine Beduinin. Wir wollten heiraten, aber ich war vom falschen Stamm, und ihr Vater gab seine Einwilligung nicht. Ich sagte: «Lass uns weglauen.» Doch sie hatte Angst, ihre Eltern würden sie töten. Ich wollte nichts mehr von Frauen wissen, ich wollte nicht mehr heiraten. Nie mehr. Nicht hier. Doch das Studium war zu Ende. Ich hatte keinen Grund mehr, eine Hochzeit aufzuschieben. Ein Freund zeigte mir ein Bild von Manal. Aber wie sollte ich eine Fotografie heiraten?» Tamer heiratete die Fotografie namens Manal dann doch. Der

Druck seitens der Mutter und seiner Freunde sei zu gross gewesen. Unmöglich, sich den eigenen Eltern zu widersetzen. «Ich fragte meinen Vater, ob er mich zu Manals Eltern begleite. Aber er war immer noch wütend, weil ich seinen ersten Vorschlag abgelehnt hatte. Ich fragte meinen Grossvater, und wir gingen zwei Monate lang immer und immer wieder zur Familie meiner zukünftigen Frau. Manal habe ich bis zu dem Tag nicht gesehen, als ich ihrem Vater über dem Koran die Hand schüttelte. Ein Handschlag, und sie war mein. Ich bin gebildet, habe einen besseren Status, deshalb hat er mich akzeptiert. Dann habe ich siebentausend Dollar bezahlt. Die Hochzeit hat mich zwanzigtausend Dollar gekostet, ich musste Gold und Kleider kaufen und das Fest bezahlen. So ist das bei uns. Meine Freunde haben mir Geld geliehen. Vor der Hochzeit sah ich Manal einige Male. Natürlich immer in Begleitung ihrer Mutter. Wir sprachen über das Haus, Kinder, das Leben. Praktische Dinge. Liebe? Nein, das ist etwas anderes. Von Liebe wissen meine Eltern nichts, und was ich jetzt empfinde, das ist nicht Liebe. Ich schätze und achte Manal. Sie ist meine Frau.»

Er wolle es anders machen als seine Eltern, sagt Tamer. Was also, wenn sein Sohn Ibrahim eines Tages seine israelische Freundin heiraten will? «Das ist eine sehr, sehr schwierige Frage.» Vielleicht würde er Ibrahim seine Einwilligung geben, aber niemals seiner Tochter. Für sie komme allerhöchstens ein Mann eines anderen Beduinstammes in Frage. Ein Jude auf keinen Fall. Später sagt Tamer resigniert: «Die Wüste, das ist Freiheit pur. Aber hier ist sie ein grosses Gefängnis, in dem du herumkriechst und an die Stäbe hämmerst, und am Ende bleibst du doch hocken.»

EPILOG: Etliche Tage und viele unterbrochene Telefongespräche nach meinem Besuch im Negev erzählt Amira am Telefon noch mehr von dem, was zu erzählen ihr verboten worden war: «Ich war im fünften Monat schwanger, als ich mich scheiden liess. Tamer schlug mich so oft auf den Bauch, bis ich eines Tages im Spital aufwachte. Das Kind war weg. Als sie dann versuchten, mich mit einem alten Mann zu verheiraten, habe ich mir die Pulsadern aufgeschnitten. Gestorben bin ich leider nicht. Jetzt schmieden sie wieder Heiratspläne für mich, um die Familienehre zu retten. Weglaufen kann ich nicht. Ich habe Angst vor morgen, vor der Zukunft, vor den Menschen.»